

Botschaft des Elends

– Zum Tode von Christine Lavant. –

*Fragt nicht, was die Nacht durchschneidet
denn es ist ja meine Nacht
und mein grosser Pfauenschrei
und ganz innen drin die Zunge
mit der Botschaft nur für mich.*

Diese ersten Zeilen ihres letzten Gedichtbandes kündigten das lange und jetzt endgültig gewordene Schweigen Christine Lavants an. Sie starb einen Monat vor ihrem 58. Geburtstag in Wolfsberg (Kärnten). „Christine Lavant sieht schlecht, hört schwer, leidet unter Kopfschmerzen, Rheumatismus, Asthma. Tuberkulöse Krankheiten haben Spuren hinterlassen. Armut liess Pflege und Schonung kaum zu. Viele Jahre hindurch hat sie sich und ihren Mann durch Stricken erhalten“, berichtete kürzlich Grete Lübke Grothues, die Herausgeberin einiger ihrer Gedichte. Wer es so konkret nicht wusste, aber Gedichte der Lavant kennengelernt hatte, wird kaum durch den nüchternen Bericht überrascht oder gar erschüttert worden sein: Sie selbst hat es eindringlicher und leidenschaftlich, bildstark und unvergesslich zur Gestaltung gebracht: ihr lebenausmachendes Elend und die auf Linderung, nie auf Erlösung hoffende Sehnsucht nach Gott. Beides verdichtete sich in Ihrem Werk, das einem einzigen, grossen Gedicht gleicht, zu einer Art Leidensmystik, wie man sie nur noch von Nelly Sachs kennt, in deren Dichtung sich allerdings im Gegensatz zu Christine Lavant die „Leidenschaft“, die tief im Persönlichen wurzelt, zur „Mitleidenschaft“ steigert.

Elend hiess schon die Umgebung, in die Christine Lavant (eigentlich Habernig, geb. Thonhauser) als neuntes und letztes Kind eines Bergarbeiters am 4. Juli 1915 in Gross-Edling bei St. Stefan im Lavanttal geboren wurde. Dort besuchte sie auch sieben Jahre lang die dreiklassige Grund- und ein Jahr lang die Hauptschule und lebte fortan vom Stricken. 1939 heiratete sie einen um vieles älteren Maler, ohne dass damit die Armut beendet worden wäre.

Die ersten Gedichte schrieb sie, dreiunddreissigjährig, nach der Lektüre von Rilke-Gedichten, die sie „getroffen haben, wie mit einer Rute“. *Die unvollendete Liebe* hiess die ganz in diesem Banne stehende und völlig epigonale Gedichtsammlung, mit der die Dichterin 1949 debütierte. Sieben Jahre später erschien dann ihr erster eigenständiger Band *Die Bettlerschale*, dem schon 1959 *Spindel im Mond* und als letzte eigene Veröffentlichung von Gedichten 1962 *Der Pfauenschrei* folgten. Zweimal ausgezeichnet mit dem *Trakl-Preis*, ausgezeichnet (neben einigen anderen Ehrungen) auch mit dem *Grossen Oesterreichischen Staatspreis* (1970) blieb ihr jedoch eine angemessene Rezeption durch die Kritik vorenthalten, war ihr Werk in Kreisen, die es besser wissen sollten, zahlreichen Missverständnissen und leichtfertig übernommenen Klischeeurlteilen ausgesetzt und stiess immer wieder eher auf Unverständnis als auf Resonanz. Ungleich grösser jedoch war ihr Erfolg beim lesenden Publikum – ein Phänomen übrigens, das sich in der modernen Frauenlyrik häufig feststellen lässt.

Ludwig von Ficker, der Trakl-Förderer und einer der wenigen Lavant-Freunde hat sie nach ihrem ersten Band etwas voreilig, wenn auch in bester Absicht, die „derzeit grösste lyrische Naturbegabung Oesterreichs“ genannt, was die anscheinend unausrottbare Unart einiger Kritiker zur Folge hatte, in Christine Lavant ein „reines Naturtalent“, ein dichtendes Hutzel- oder Wurzelweibchen zu sehen, das jenseits von Theorie und Artistik seine schönste Lyrik „medial“ empfangt. Sie selbst freilich setzte allen Poe- und Benn-Anhängern, denen das Gedicht reine Mache ist, ein die These vom Naturtalent bestärkendes Bekenntnis entgegen, als sie schrieb:

Das Schreiben-Können kommt nur als Zustand über mich und führt dann aus, was weder in meinem Gehirn noch in meinem Gemüt je wissentlich geplant worden ist. Wenn ein Plan zu solchen Dingen überhaupt besteht, so liegt er entweder ausserhalb von mir oder an einer Stelle (in mir), die meiner Vernunft bisher verborgen geblieben ist. Sobald der besagte Zustand nachlässt, verfall ich einer unschöpferischen Schwermut, die nichts mehr will als den Tod.

Aber es genügt nur der Blick auf das frühe Abhängigkeitsverhältnis zu Rilke, das erst zwischen 1949 und 1956, also den ersten beiden Bänden, überwunden wird, oder der Blick auf den nicht selten höchst komplizierten Aufbau ihrer letzten Gedichte, in denen sie, in Rhythmusführung bei freien Strophen und in äusserster Formstrenge bei den zahlreichen Reimgedichten, zu erlesenster Meisterschaft gelangt, um das Klischee vom „ursprünglichen Naturtalent“ gültig zu widerlegen. Zweifellos gehört Christine Lavant neben Gertrud Kolmar, Nelly Sachs, Marie-Luise Kaschnitz, Ingeborg Bachmann und Hilde Domin zu den grossen Dichterinnen unseres Jahrhunderts – vielleicht die bedeutendste Oesterreichs – Ludwig von Ficker stellte sie in seiner grossen Laudatio wohl wegen ihrer eigenen Bildkraft unmittelbar neben Georg Trakl. Die literaturwissenschaftliche Rezeption blieb bis heute aus. Interpretationen ihrer oft nur schwer verständlichen Gedichte, in denen Ur-Geheimnisse erahnt und vermittelt werden, ohne dass etwas von der dunklen Färbung, den schweren Klängen verloren ginge, fehlen.

Für Hilde Domin's *Doppelinterpretationen* schrieb Christine Lavant zu dem Gedicht „Die Stadt ist oben auferbaut“ statt jeder weiteren Selbstinterpretation: „Dies Gedicht ist, wie fast alle anderen meiner Gedichte, der Versuch, eine – für mich notwendige – Selbstanklage verschlüsselt auszusagen“ – das hat auch Gültigkeit für die Erzählungen der Dichterin, die allerdings nie den Rang ihrer Lyrik erreichten, von der Dieter Hasselblatt (1963) schrieb:

Angesichts solch einer Lyrik, die ihre Verbindlichkeitswurzeln ins stumme schuldige Dasein der Seele und der Welt gesenkt hat, verblasen Schönrednerei und Räsionierkritik.

Der frühe Tod Christine Lavants ist ein unsagbarer Verlust für die deutsche Sprache. Trotzdem steht zu befürchten, dass man ihr Werk schon bald vergessen wird – alle Anzeichen sprechen dafür. Man kann nur hoffen, dass wenigstens seine Grösse noch erkannt wird.

Gerd Mahr, Die Tat, 16.6.1973